



Paquita.

(Weschluss.)

„Fünf Minuten nach diesem schrecklichen Zwiegespräche der beiden Brüder erschossen zwölf wallonische Infanteristen hinter einer Hecke den Grafen von Colombres zwanzig Schritte von dem Bruder desselben.“

Wir konnten einen Schauer nicht unterdrücken. Der Spanier aber fuhr fort:

„Als dies geschehen, stand die französische Armee auf dem Punkte, Spanien zu räumen, und der Ritter Colombres mußte bald darauf sein Vaterland für immer verlassen. Wir Alle wissen nicht, was ihm in den beiden ersten Jahren seiner Verbannung geschehen ist; als wir ihn im Anfange des Jahres 1816 in Pau wiederfanden, war er bereits blind, und er führte das elendeste Leben. Da er zu arm war, als daß er sich eine Dienerin hätte halten können, da er zu sehr gehaßt wurde, als daß sich einer seiner Unglücksgefährten seiner erbarmt hätte, mußte er sich in das Militairhospital begeben, wo man seine Geschichte schon kannte. Er lebte da mehrere Monate in ganzlicher Verlassenheit, als ihm gemeldet wurde, ein stummes Mädchen wolle ihn pflegen und ihr Vermögen ihm zur Verfügung stellen. Niemand wußte, wer sie war und woher sie kam, und Colombres weiß es eben so wenig. Sie ist nun bereits beinahe ein Jahr bei ihm; wir bewundern sie, und haben gewiß Recht, wenn wir sie einen Engel nennen.“

„Ja, aber Ihr Ritter Colombres ist ein Unmensch!“ rief ich aus. „Es thut mir jetzt leid, daß ich mit ihm in einem und demselben Hause wohne; ich werde mich fern von ihm halten.“

„Junger Herr, sprechen Sie nicht also,“ fiel ein alter Capitain ein; „der Bürgerkrieg hat eben das Schreckliche, daß er das Gewissen verdirbt und die größten Verbrechen als Pflichten erscheinen läßt. Möge Gott uns den Schmerz ersparen, neue Revolutionen zu sehen. — Hassen Sie den Mann, wenn Ihnen dies natürlich erscheint, aber besser werden Sie handeln, wenn Sie ihn beklagen.“

Die Erzählung hatte mich verstimmt. Ich stellte mir meinen neuen Hausgenossen, jenen Mann, der seinen Bruder hatte erschiesen lassen, groß, hager, gebückt, mit galliger Gesichtsfarbe, rauher Stimme und wildem Lächeln vor, mit einem

Worte, wie einen Verbrecher auf der Bühne, da ich damals keine anderen kannte. Ich glaubte ihn überall erkennen zu können, wie auch seine Begleiterin, von welcher ich mir das reizendste Bild entwarf. Aus meinem Sinnen über diese beiden Personen, mit denen ich mich auch nach meiner Rückkehr in meine Wohnung beschäftigte, wurde ich durch ein Geräusch von Tritten in dem Nebenzimmer geweckt, und gleich darauf klopfte man an der Thür an. Ich rief: „Herein!“ und zu meinem großen Erstaunen sah ich zwei Personen erscheinen, in denen ich sofort meine Nachbarn erkannte, obgleich sie dem Bilde nicht glichen, das ich mir von ihnen entworfen hatte. Der Ritter Colombres war allerdings ein hochgewachsener Mann, hatte aber etwas sehr Edeles und Imponirendes an sich. Seine mehr verschleierte als erloschenen Augen glänzten noch immer. Sein großer aber festgeschlossener Mund verrieth Festigkeit und sein vorstehendes Kinn Entschlossenheit. Nur diese beiden Züge standen mit der Meinung im Einklange, die ich mir von dem ehemaligen Gouverneur von Tolosa gebildet hatte. Ihn führte ein junges Mädchen, das nichts Bemerkenswerthes hatte, als eine höchst anmuthige Haltung und den geistreichsten Blick, den ich jemals gesehen.

„Mein Herr,“ sagte der General zu mir mit einem Tone, der merkwürdig weich und sanft war, „ich habe mir die Freiheit genommen, unangemeldet bei Ihnen zu erscheinen, um Ihnen so bald als möglich meinen Dank auszudrücken und Ihnen zu sagen, daß ich die Erlaubniß benutzen werde, die Sie mir so freundlich gaben.“

Ich stammelte einige Worte der Artigkeit und rückte schnell zwei Stühle herbei. Das Mädchen führte den General zu einem derselben und blieb dann neben ihm stehen.

„Wenn Du fortgehen willst, Paquita,“ sagte er, „so hat der Herr da vielleicht die Güte, mich nach einigen Augenblicken wieder in meine Wohnung zu führen.“

Das Mädchen entfernte sich.

„Mein Herr,“ fuhr der General fort, „ich habe gehört, daß Sie sich mit Theilnahme über mich geäußert haben, und meine Ehre verlangt, daß ich Ihnen erkläre, warum ich so ganz abgeschieden lebe.“

„Ich kenne jetzt die Ursache, General,“ antwortete ich, „und gestehe Ihnen, daß sie mich zu Vorsätzen veranlaßte,

die durch den edlen Freimuth Ihres Benchmens bereits wieder erschüttert worden sind. Hat man Sie verläumdet?"

„Man hat mich nicht verläumdet, wenn man Ihnen sagte, ich hätte meinen Bruder erschiesen lassen; man hat es aber gethan, wenn man nicht hinzusetzte, daß ich von diesem Tage an keine Ruhe mehr gekannt habe. Uebrigens komme ich nicht, um mich wegen einer Handlung zu entschuldigen, die ich für eine Pflicht hielt, als ich Soldat war, die ich aber als ein Verbrechen beweint habe, seit ich ein Verbannter bin.“

Der Ritter von Colombres erzählte mir nun, ohne mir Zeit zu lassen, ihm zu antworten, in der größten Ausführlichkeit nicht blos den schrecklichen Umstand, auf den er angespielt hatte, sondern auch andere, in denen er eine Rolle hatte spielen müssen. Sein Leben war fünf Jahre lang eine Aufeinanderfolge verschiedener Ereignisse gewesen, die ihm selten die Wahl gelassen hatten, einen Entschluß zu fassen. Er schilderte mir auf die eindringlichste Weise den vorherrschenden Charakter jenes Volkes, das die Rache zur Tugend erhob, und die Mäßigung als Treulosigkeit gebrandmarkt hat. Auf der einen Seite, sagte er, hatte man mich, vielleicht mit Recht, als Verräther meines Vaterlandes erklärt, und auf der anderen zweifelte man stets an meiner Treue für die Sache, die ich ergriffen hatte. Auf dem Schlachtfelde warfen mir die Augen der Sterbenden Blicke des Hasses zu und unter dem Zelte meiner Waffengefährten drang selbst durch die artigsten Worte das Mißtrauen hindurch. Ja, am Tage nach dem Tode meines Bruders war ich so verdächtig, wie am Tage vorher, und ich hatte den Schmerz, die schrecklichen Worte hören zu müssen: „Er ist Spanier, das beweist nichts.“

Die Erzählung des Generals währte beinahe zwei Stunden, ohne daß ich daran dachte, ihn zu unterbrechen, und ohne daß ihm ein einziger Ausdruck entschlüpfte, der den Gedanken verräth, er wolle die Größe seines Verbrechens, wie er es nannte, vermindern. Ich nahm den innigsten Antheil an dieser Art Beichte, und dieser Antheil wurde zum Mitleide, als der alte Soldat nach einer Pause hinzusetzte:

„Ich wollte Ihnen Alles mittheilen, damit auch Sie den Verbannten meiden könnten, wenn Sie ihn Ihres Mitleides nicht für würdig halten. Jetzt bin ich bereit, in meine Wohnung zurückzukehren,“ setzte er hinzu, indem er aufstand. „Wollen Sie mich bis an meine Thüre führen? Wollen Sie dies nicht, so öffnen Sie mir die Thüre, ich werde mich an den Mauern hinzufinden suchen.“

„Es wäre noch ein Drittes möglich, General,“ antwortete ich, indem ich ihn nöthigte, wieder Platz zu nehmen, „wenn Sie noch einige Augenblicke bei mir blieben; ich werde diese Zeit benutzen, um Sie von minder traurigen Dingen zu unterhalten.“

„Ich freue mich darüber,“ antwortete er, „wundere mich aber nicht; warum sollten Sie nicht gut sein, da Sie noch so jung sind.“

„Ist dies ein Grund?“

„Fast immer. In Ihrem Alter zweifelt man an dem Bösen und entschuldigt es noch; später glaubt man daran und kann es nicht verzeihen, gleich als hätten die Menschen kein anderes Mittel, ihre persönliche Schwäche zu büßen, als wenn sie unbarmherzig wären für die Fehler ihres Gleichen.“

Dann legte er mir eine Menge Fragen über meine Familie, meine Heimath, meine Laufbahn, meine Neigungen, kurz, über Alles vor, was mich interessiren konnte. Ich antwortete mit der Offenheit meines Alters und fragte ihn dann über seine jugendliche Begleiterin.

„Von ihr weiß ich nicht mehr, als Sie,“ antwortete er mir, „denn wahrscheinlich haben Ihnen die, welche von mir sprachen, auch erzählt, daß der Geistliche des Hospitals von Pau eines Tages zu mir kam und mir sagte, eine Landsmännin wolle mir ihre Augen leihen, wenn ich für sprechen wollte. Ich nahm den Antrag an, weil ich glaubte, es sei Gottes Wille, daß ich minder unglücklich sein sollte; denselben Tag kam Paquita zu mir, führte mich in ihre Wohnung, und seitdem hat sie mich nicht verlassen.“

„Haben Sie sich nicht bemüht, sie kennen zu lernen?“

„Wie hätte ich das vermocht? Ich bin stets allein mit ihr, und sie kann auf keine Frage antworten. Warum auch die Geheimnisse der Vorsehung erforschen wollen? Es ist genug, daß ich weiß, ich habe einen Schutzengel neben mir.“

Wir sprachen noch einige Augenblicke wie alte Bekannte, und als der General endlich aufstand, drückte er mir herzlich die Hand, ehe er meinen Arm nahm. Ich begleitete ihn nicht bis in seine Wohnung, da Paquita ihn im Garten erwartete. Daß ich ganz anderer Ansicht war, als da ich einige Stunden vorher aus dem Kaffeehause kam, versteht sich wohl von selbst.

Meine Bekanntschaft mit dem General Colombres wurde von Tag zu Tag inniger, und ich widmete ihm endlich alle meine Abende. Seine Unterhaltung hatte für mich einen unwiderstehlichen Reiz. Paquita, die stets verschwand, wenn sie ihre Anwesenheit nicht für nothwendig hielt, war selten bei uns, und ich sah sie endlich, gleich meinem alten Freunde, für einen Schutzengel an.

Im Anfange des Winters wurde der General in Folge einer Erkältung krank, und da er sehr gleichgiltig darüber zu sein schien, hielt ich es für meine Pflicht, ihm unsern Regimentsarzt zuzuführen. Anfangs wollte er ihn nicht vorlassen, und ich mußte meinen ganzen Einfluß auf ihn aufbieten, um ihn auf andere Gedanken zu bringen. Es war Abends; eine kleine Lampe erhellte das Zimmer matt, so daß der Arzt mehr Licht verlangte, um den Kranken genauer beobachten zu können. Paquita brachte ein Wachlicht, und als sie dasselbe dicht vor das Gesicht des Kranken stellte, bemerkten wir, der Arzt und ich, daß das Licht auf die Augen, die wir für immer erloschen hielten, stark einwirkte. Unter der Pflege Deriviere's, so hieß der Arzt, genas mein alter Freund sehr bald wieder, und als er sich ganz erholt hatte, bat ich ihn eines Abends, den andern Tag zum Frühstück zu mir zu kommen. Er willigte ein, und

ich holte ihn am andern Morgen ab. Das Frühstück, zu dem ich mit der Erlaubniß des Generals den Arzt Deriviere eingeladen hatte, verging unter der angenehmsten Unterhaltung. Der General sprach sehr oft von dem Danke, den er dem Arzte schuldig sei, so daß dieser endlich sagte:

„Ich hab Sie allerdings von der leichten Brustentzündung befreit, etwas aber würde mir noch mehr Ehre und hauptsächlich mehr Freude machen, wenn ich Ihnen nämlich Ihre Schkraft wiedergeben könnte. Ich habe die Ueberzeugung, daß nichts leichter sein würde, wenn Sie sich einer kleinen Operation unterwerfen wollten, die durchaus nicht gefährlich ist, und nur sehr geringen Schmerz verursacht.“

„Ich fürchte weder den Schmerz, noch die Gefahr, lieber Doctor,“ antwortete der General, „aber ich bin an mein Gebrechen gewöhnt, und die Entbehrung des Lichtes ist für einen armen Verbannten, gleich mir, ein Bedauern weniger.“

„Aber Ihre Verbannung kann jeden Augenblick ein Ende erreichen,“ fiel ich ein, „und welche Freude würde Ihnen dann entgehen, wenn Sie das Vaterland, daß Ihnen so theuer ist, nicht sehen könnten!“

„Ich habe kein Vaterland mehr, junger Freund, und ich brauche also auch meine Augen nicht. Würde ich auch begnadiget, so kehrte ich doch nicht nach Spanien zurück, denn ich habe mich zur Verbannung verurtheilt, bevor ich das Geseh kannte, das mich vertrieb.“

„Ich dringe nicht in Sie,“ sagte der Arzt, „aber wenn sie jemals anderer Meinung werden, so erinnern Sie sich, daß ich zu Ihren Diensten stehe.“

Der General dankte und gab dem Gespräche eine andere Richtung. Der Doctor verließ uns bald, um seinen gewöhnlichen täglichen Besuch in dem Hospitale zu machen, und ich fragte nun den General, warum er etwas verweigere, das eine Freude für mich und eine Erleichterung für Paquita sein würde.

„Weil mein Leiden eine Strafe Gottes ist, die Menschen also kein Recht haben, die Hand daran zu legen. Ich bin nun seit beinahe drei Jahren blind, ich weiß, daß das Leiden nicht unheilbar ist, aber ich danke dem Himmel, daß er mir Gelegenheit gegeben hat, meine Schuld freiwillig büßen zu können.“

„General,“ antwortete ich, „die Prüfung hat lange genug gewährt und nachdem Sie die Meinung eines Arztes gehört haben, sollten Sie vielleicht auch die eines Geistlichen hören, um zu erfahren, ob Ihr Verharren nicht vielleicht eine Beleidigung der göttlichen Barmherzigkeit oder ein Zeichen menschlichen Stolzes sei.“

„Sie bringen Gründe vor,“ entgegnete der General, „die mich zu beunruhigen anfangen. Wenn Gott mir verziehen hat, so verharre ich allerdings nur aus eittem Stolze bei der Strafe.“

„An der Verzeihung können Sie seit dem Tage nicht mehr zweifeln, an welchem die Vorsehung Ihnen den Engel sandte, dessen Augen Sie führen und dessen Hingebung Sie tröstet.“

„Aber wenn ich den Engel verlöre, indem ich mein Augenlicht wiedererlangte? Der Himmel ist mein Zeuge, daß ich

das Land nicht wieder sehen mag, welches ich mit dem Blute meines Bruders getränkt habe; aber ich willige in eine Prüfung und wenn Paquita Sie in der Meinung bestärkt, ich müsse mich heilen lassen, so will ich nicht länger widerstehen. Gehen Sie zu Paquita, theilen Sie ihr die Worte des Arztes mit und wenn sie sich darüber freut, will ich gern Alles thun, was Sie verlangen.“

Fünf Minuten später befand sich Paquita neben dem General und ich beobachtete ihr Gesicht.

„Meine Tochter,“ sagte er, „der Doctor, der mich so sorgsam in meiner Krankheit behandelt hat, versichert, er könne mir das Gesicht wiedergeben. Was rathest Du mir?“

Paquita sank mit gen Himmel erhobenen Armen auf die Knie nieder und öffnete den Mund, als wenn sie sprechen wollte.

„Sie freut sich sehr,“ sagte ich dem Generale.

„Würdest Du mich nicht verlassen, wenn ich sehen könnte?“ fuhr er besorgt fort.

Paquita ergriff die Hand des Verbannten und bedeckte sie mit Küssen.

„Sagen Sie dem Doctor,“ wendete der General sich an mich, „er könne kommen, wann er wolle.“

Der Doctor kam und es wurde beschloffen, daß die Operation nach einer vorbereitenden Behandlung von einigen Tagen am nächsten Sonntage vorgenommen werden solle.

Der General unterwarf sich Allem mit Ergebung. In Anwesenheit Paquitas schwieg er, war er aber mit mir allein, so klagte er über seine Schwäche und wünschte sogar, die Operation möge nicht gelingen.

„Sie werden sehen,“ sagte er zu mir, „daß ich den Beweis erhalte, Gott hat mir noch nicht verziehen. Mein Verbrechen war zu groß.“

„Die Barmherzigkeit Gottes ist größer.“

„Werden die Menschen nicht zweifeln an seiner Gerechtigkeit, wenn sie mich minder unglücklich sehen?“

„Die Schlechten vielleicht.“

„Nun, der Wille Gottes geschehe!“

Der für die Operation angeordnete Tag erschien und ich besgab mich, wie man mir wohl glauben wird, mit klopfendem Herzen zu dem General. Er saß in einem großen Sessel vor dem Fenster. Seine gefalteten Hände, sein mehr als sonst nachdenkliches Aussehen, alles verrieth, daß er sich mit seinem Schicksale beschäftige, daß er bete. Paquita kniete vor ihm.

„Es ist heute ein schöner Tag für Ihre Freunde,“ sagte ich.

Er nahm meine Hand und drückte sie, ohne ein Wort zu sagen.

„Sie wissen,“ setzte ich hinzu, „daß man Ihnen, sobald die Operation gelungen ist, über die Augen eine Binde legen wird, die man jeden Tag dünner macht, damit sie sich allmählig an das Tageslicht gewöhnen.“

„Sobald ich Paquita, Sie und das Sonnenlicht gesehen habe, kann ich geduldig warten,“ antwortete er mit einem freundlichen Lächeln.

In diesem Augenblicke erschien der Arzt und meine ganze Aufmerksamkeit wendete sich dem Austritte zu, der geschehen sollte. Die Vorbereitungen waren schon vorher gemacht, Desrivière brauchte also dem Kranken nur die passende Lage zu geben und mir einige Instrumente zu reichen, die er bedurfte, um sofort die Operation beginnen zu können. Es vergingen etwa fünf Minuten, die mir ein Jahrhundert dächten. Der General sprach kein Wort und gab keinen Klage laut von sich.

„Es ist geschehen,“ sagte der Doctor endlich; „sehen Sie?“

Der General schlug die Augen nieder, begegnete dem Blicke Paquita's, stieß einen Schrei aus und wurde ohnmächtig.

„Er hat mich erkannt!“ sagte das Mädchen, indem sie die Hände faltete.

„Gott sei gelobt!“

Der Doctor drehte sich um, da er seinen Ohren nicht trauen konnte; auch ich wußte nicht, was ich denken sollte.

„Hier giebt es noch ein Geheimniß,“ sagte der Doctor, nachdem er seine Ruhe und Fassung wieder gefunden hatte. „Wir wollen, bevor sich dasselbe aufklärt, die Ohnmacht des Generals benutzen, um ihm den Verband anzulegen, den er einige Tage tragen muß. Was dann zu thun ist, wird sich wohl ergeben.“

Als wir mit der Anlegung des Verbandes zu Ende waren, kam der General wieder zu sich.

„Nehmt den Schleier weg!“ rief er aus. „Ich will sie noch ein Mal sehen, um dann — zu sterben.“

„Beruhigen Sie sich, Herr General,“ sagte der Arzt. „Sie werden wieder sehen, was Sie gesehen haben; aber wenn Sie nicht ruhig werden, kann ich für nichts bürgen.“

„Das Mädchen, das sich mir angeschlossen hat, ist kein Engel, sondern eine Heilige,“ fuhr der Verbannte fort. „Es ist Bernadetta, die einzige Tochter meines Bruders! Ich erkenne nun, daß Gott mir verziehen hat. Aber wo bist Du, meine Tochter? Laß Dich an mein Herz drücken!“

„Ich kniee zu Ihren Füßen und danke dem Himmel, daß er mein Gebet erhört hat. Verzeihen Sie mir, Oheim,“ fuhr sie fort, indem sie in die Arme des Generals sank; „ich kam zu Ihnen, um meinen Vater zu rächen; Ihre Kneue lehrte mich verzeihen. Gott ist mit Ihnen und ich bin nun keine Waise, Sie sind kein Verbannter mehr.“

Im Jahre 1822 rief ein Decret der Cortes alle Flüchtlinge in das Vaterland zurück. Im Jahre 1823, in dem Augenblicke, als der König Ferdinand seinen Einzug in Madrid hielt, hat ihn Bernadetta von Colombres im Namen der Dienste ihres Vaters um die Begnadigung ihres Oheims.

„Verlange sie im Namen Deiner seltenen Tugenden,“ antwortete der König. „Ich ernenne Deinen Oheim zum Gouverneur von Corunna.“

In dieser Stadt starb der Ritter von Colombres vor wenigen Jahren hochbetagt. Bernadetta hat ihn keinen Augenblick verlassen.

Notizen.

Die Fürstin Trubekoi. Die Geschichte der edeln Fürstin Trubekoi, die ihren Gatten nach Sibirien begleitete, ihm dort fünf Kinder gebar und später den Kaiser vergebens ersucht haben sollte, ihr zu erlauben, in die Nähe eines Ortes sich zu begeben, wo sich eine Apotheke befindet, damit sie ihren Kindern bei Krankheiten Arznei geben könne, was ihr der Kaiser abgeschlagen haben sollte, ist aus dem bekannten Werke Gustines in die meisten europäischen Zeitungen übergegangen; auch wir haben sie erzählt, wir halten uns aber auch für verpflichtet, die Widerlegung nicht zu verschweigen, die ein Herr J. Jakowlef in einer eben erschienenen Broschüre gegen das Gustine'sche Werk giebt. „Die Geschichte der Fürstin Trubekoi,“ sagt derselbe, „ist völlig erfunden, wenigstens redigirt sie sich auf folgendes: unter andern Gnabenbezeugungen bei Gelegenheit der Vermählung des Großfürsten Thronfolgers wurde auch den politischen Verbannten erlaubt, diejenigen ihrer Kinder, die nach der Beurtheilung geboren sind, in die öffentlichen Adelschulen zu schicken, wo sie auf Kosten der Regierung erzogen werden sollen. Die Fürstin Trubekoi richtete nun allerdings ein Gesuch an den Kaiser, das aber die Bitte enthielt, er möge ihr erlauben, ihre Kinder bei sich zu behalten, da ihr Vater nichts mehr fürchte, als von ihnen getrennt zu werden. Der Kaiser, der aus einer Gnade keinen Zwang machen wollte, bewilligte die Bitte und dies ist Alles.“

(Humboldt und sein Haus.) Das Haus, welches Alexander von Humboldt in Berlin bewohnt und an welchem sich ein großer Garten befindet, in dem der große Naturforscher viele exotische, meist sehr seltene Pflanzen zieht, wurde, wie die Zeitungen erzählen, vor Kurzem an einen Kaufmann verkauft, der seinem berühmten Miethsmanne sofort die Wohnung kündigte.

Dies erfuhr Joseph Mendelssohn, der Banquier, zugleich aber auch, daß Humboldt höchst ungern eine Wohnung verlasse, welche er so lange inne gehabt, und an die sich viele für ihn wichtige Erinnerungen knüpfen. Sofort bot er dem neuen Besitzer des Hauses eine ziemlich hohe Summe, kaufte dafür das Haus und zeigte dann Humboldt an, daß ihm das Haus und der Garten so lange, als er es wünsche, zur Verfügung ständen.